

Jung, Mittelschicht und gebildet

Eine Polemik über das junge philippinische Bildungsbürgertum

Die philippinische Jugend ist eine Hi-tech Generation. Zwar geht sie locker mit Technologie um, fühlt sich jedoch in einer globalisierten Welt im Umgang mit den Schwierigkeiten des Lebens oft verloren.

Katrina Stuart Santiago

Zu oft wird die philippinische Jugend konventionell aus den Augen unserer Alten betrachtet: Wir seien die Zukunft der Nation und die Akteure des Wandels. Die Regierung zählt auf uns, das Land zu retten, die Zivilgesellschaft ermahnt uns zur Strenge und die Medien erinnern uns, dass wir die Hoffnung der Nation seien. Meistens jedoch sind sie alle unzufrieden mit uns. Besonders einfach machen sie es sich, wenn wir ihnen unverständlich sind.

Wir sind die Hi-tech Generation – geschickt im Umgang mit Computern und Mobiltelefonen, jedoch unfähig, ohne Tastatur oder Maus gut kommunizieren zu können. Unsere Beziehungen werden durch Textnachrichten und Email bestimmt – egal wie unpersönlich diese seien mögen. Wir sind Komplizen der Produktpiraterie und des kostenlosen Internet-downloads und wir freuen uns darüber diebisch, ungeachtet moralischer oder ethischer Fragen. Wir sitzen vor unseren Computern, um uns selbst zu finden: Nicht nur indem wir schreiben, sondern auch indem wir Webseiten bauen, nach Arbeit, Freunden, oder nach einer Gemeinschaft suchen, zu der wir uns zugehörig fühlen können. Für viele von uns sind Computer unsere besten Freunde; eine Lebenserweiterung, in der wir unser Leben studieren und uns erarbeiten – wenn nicht sogar erschaffen und wiedererschaffen. So oft, wie wir es für nötig erachten – und das ist ziemlich oft.

Unsere Unabhängigkeit von Computern und Mobiltelefonen ist nicht nur ein Zeichen für unser Geschick im Umgang mit technologisierten Aufgaben und Prozessen. Es ist ebenso ein Zeichen für die Notwendigkeit, an etwas festzuhalten. An etwas, dass

uns definiert, und zwar nur uns. Wegen eben diesem Feingespür lieben wir es, von den Älteren nicht verstanden zu werden – wir genießen dies in vollen Zügen. Leider müssen wir aber auch oft einen Mangel an Urteilsvermögen zeigen, wenn wir zum Beispiel dummerweise wenig sachkundige Textnachrichten oder Emails weiterleiten, Bilder in das Internet hochladen, ohne uns über die Wahrscheinlichkeit ihrer Weiterverbreitung im Klaren zu sein, sowie heimlich Videos mit unseren Mobiltelefonen aufnehmen und uns nichts dabei denken. Es fällt uns schwer zu entscheiden, was gut und was richtig, was gefährlich und was nicht, ist. Und noch schlimmer:



Zieht die Hitech-Generation Mobiltelefone dem direkten menschlichen Umgang vor?

Foto: Archiv

Wir können nicht beurteilen, welche Rolle Technologie in unserem Leben eigentlich spielt, oder warum sie für uns so wichtig geworden ist.

Dieser Mangel an Klarheit über Dinge, die unser Leben bestimmen, ist das Einzige, das unsere Generation miteinander gemein hat. Wir wurden in den späten 1970er oder frühen 1980er Jahren vermutlich von Aktivisten oder Hippie-Eltern oder auch von Konservativen, die diesen Extremen fern blieben, geboren. Unsere Generation scheint jedoch in ihrem Leben keinen Sinn zu finden. Unsere Eltern konnten wenigstens an eine Linke glauben und gegen Marcos kämpfen. Unsere Eltern konnten die sexuelle Befrei-

Die Autorin schreibt zur Zeit ihre Magisterarbeit in *Philippine Studies* an der University of the Philippines. Nebenbei arbeitet sie freiberuflich als Journalistin und Redakteurin.

ung und Rock and Roll leben, und die Konservativen konnten sich an die Kirche und die Institution Familie halten.

Wir dagegen sind nur noch der Bodensatz dieser nun instabil und oft unverständlich gewordenen Institutionen, die meist selbst Kompromisse eingehen müssen. Das sind praktisch Unorte des Widerstandes und der Befreiung, mit unklaren Feinden und noch unklarerer unterstützenden Ideologien.

Nicht allen von uns fällt es schwer, die richtigen Räume, in denen wir leben können, zu finden und manchen reicht daher das Überleben. Billige Arbeitskraft und Globalisierung schufen die Call Center, in denen die Hälfte unserer jungen Leute nun beschäftigt ist. Sie verändern ihre biologischen Uhren, verwüsten Beziehungen und schaffen an den hintersten Straßenecken Nachfrage nach dem 24-Stunden Service von McDonalds und Jollibee. Ein kleiner Prozentsatz der anderen Hälfte hat sich mit dem Geld ihrer reichen Eltern, die nur zu froh waren, ihre Kinder auf den kapitalistischen Weg zu bringen, selbstständig gemacht. Andere können sich, dank ihrer gut situierten Eltern, den Luxus erlauben, als Volontäre bei NGOs zu arbeiten. Sie scheinen von der Notwendigkeit »dem Land etwas zurückzugeben« bewegt zu werden, ohne dass sie notwendigerweise den größeren Zusammenhang wahrzunehmen, dass die reichen Familien (vermutlich ihre eigenen) die Unterdrücker sind. Zumindest haben die von uns, die Teil der verschiedenen linken Bewegungen sind, einen besseren Sinn für die Sorgen unseres Landes – auch wenn wir diese Zustände mit abstrakten und abgehobenen Begriffen wie Imperialismus, bürokratischer Kapitalismus oder Faschismus beschreiben müssen.

Aber so viele von uns haben das Land verlassen oder sind gerade dabei. Unsere zukünftigen Lehrerinnen, Ärzte und Krankenschwestern sind Teil eines gleichmäßigen Exodus in alle Teile dieser Welt. Ein kleiner Prozentsatz der Mittel- und Oberschicht geht weg aus Ekel vor etwas, was ihnen wie ein sinkendes Schiff vorkommt. Ein größerer Teil der Emigrant/innen stammt jedoch aus den unteren Gesellschaftsschichten und stellt diejenigen, die versprechen zurückzukommen, sobald sie ihre Zukunft mit hart erarbeiteten Dollars gesichert haben.

Aber viele von uns, wenn nicht sogar alle, wissen nicht mehr weiter. Es ist uns nicht klar, wieso wir unsere Leben so leben: Dinge zu tun, die von uns Besitz ergreifen. Da ist immer dieses Gefühl der Unsicherheit – nicht über die Zukunft, sondern über die Gegenwart: Was genau machen wir eigentlich warum? Während die nächst ältere Generation dank Familie, Karriere oder häuslichem Leben immer einen Sinn für die fernere Zukunft hatte, blicken wir immer auf eine nahe liegendere Zukunft, in der wir unser Studium beenden, einen Arbeitsplatz finden, ein Buch schreiben oder einfach nur am Ende des Monats schauen wie es weiter geht.

Ich meine nicht, dass wir inmitten all dieser Unsicherheit keinen Spaß haben. Dank der Früchte der Arbeit unserer aktivistischen Hippie-Eltern leben wir in einer Zeit, in der wir alle Freiheiten haben, die Musik zu hören, die Bücher zu lesen, die Fernsehprogramme oder Filme zu schauen, die wir wollen. Wir sind befreit von den strengen Regeln der Kirche und den Institutionen Familie, Schule und Arbeit. Befreit von den Vorurteilen, gegen die unsere Eltern gekämpft haben, denken wir nicht daran, unsere gesellschaftliche Rollenverteilung zu verändern. Wir verändern unsere Beziehungen, so oft wir unser Selbst verändern – wortwörtlich durch Eitelkeiten oder im übertragenen Sinne durch Spiritualität oder Religiosität und der neuesten hippen Ideologie. Homosexualität mit all ihren Ebenen ist uns zur Norm geworden. Leicht erwerbliche Naturkräuter, Designerdrogen oder teurer Alkohol sind unlebendige Freunde, auf die wir uns verlassen können. Und dann ist da die sexuelle Freiheit, die wir geerbt haben, aber die wir meistens missbrauchen und um die wir unsere Leben winden. Die Befreiung, die uns in die Hände gegeben wurde, ist eine Freiheit, der wir nicht ganz gewachsen sind. Wir tragen, was wir wollen, können sein, wer wir wollen und tun, was wir wollen. Aber all das heißt nicht, dass wir irgendetwas zustande bringen.

Meistens sind wir leicht zufrieden zu stellen und das ist genau das Problem. Wir arbeiten tagsüber als Volontär bei einer NGO und gehen nachts auf rauschende Parties, ohne dass wir damit ein Problem haben: Es steht uns zu, so glauben wir, denn wir tun ja etwas für unser Land. Wir können den ganzen Tag lang in einem Cafe sitzen und über die Probleme unseres Lebens, unseres Landes oder unserer Beziehung reden, und glauben, das sei produktiv. Wir gehen auf eine Alibi-Demonstration, »um die Wahrheit ans Licht zu bringen« und glauben, wir seien gesellschaftlich relevant. Wir blicken auf EDSA 2 zurück und denken: »Ha! Da habe ich mitgemacht!«, ohne einen Sinn dafür zu haben, dass es unserem Land wenig gebracht hat.

Vor vier Jahren habe ich acht bis zehn Jahre jüngere Studenten/innen im Grundstudium in kritischem Denken und wissenschaftlichem Schreiben unterrichtet. Ich beschloss, dass die einzige Art und Weise, in der ich ihnen in Anbetracht der Lage unserer Nation kritisches Denken beibringen könnte, die sei, ihnen genau zu zeigen, wo sie eigentlich herkommen und von welchen Standpunkten aus sie eigentlich sprechen könnten. Ich wollte ihnen dabei helfen, all das zu verstehen, was sie sagten, taten oder dachten – was sie als Filipin@s machten, taten oder dachten, ob sie es nun mochten oder nicht. So würden sie nicht nur einfach als Pin@ys, sondern als Pin@ys in allem, von Seifenopern über ausländische kritische Theorien bis hin zu ihrer Kleidung, reden können.

Einen Sinn für die Geschichte zu haben, ist für diejenigen unserer Generation, die einen Sinn in unserem jetzigen Leben suchen, ein guter Anfang. Obwohl wir technologisiert sind, frei in unseren Lebensentscheidungen, der Wahl unserer Kleidung, in dem, was wir denken und tun, sind wir tatsächlich auf Grund eines Mangels an Bewusstsein darüber, wo in unserer Gesellschaft wir eigentlich herkommen und hingehören, orientierungslos und falsch verortet. Wenn wir Armut wahrgenommen haben, dann sind unsere Feinde klar. Uns gehört eine lange Geschichte der Regierungsführung, die sich nicht für die Gemeinschaft in diesem Land interessiert hat und die erlaubt hat, dass uns die Globalisierung lebendig frisst, dass die Elite weiterhin immer größere Teile des Reichtums und der Ressourcen dieses Landes besitzen kann und dass ein Kapitalismus des Ausverkaufs auf Kosten der Armen Mehrheit wuchert.

Und dann gibt es noch uns, die gebildete Mittelschicht, von denen einige aus Bequemheit unklar lassen wollen, was sie dürfen und was nicht, während andere sich auf die Suche nach glücklicheren Gefilden begeben. Den Raum, den wir suchen, können wir allerdings nur hier, in dem Land, in dem wir geboren und unser eigen nennen können, finden. Was auch immer wir tun, ob wir hier bleiben oder das Land verlassen, auf die Strasse gehen oder in die Berge, um uns dem bewaffneten Widerstand anzuschließen, ob wir auf Englisch schreiben oder Filipino, an einer Universität unterrichten oder Beschwerden in einem Call Center beantworten: treffen wir so gut wir können Entscheidungen, die in Zusammenhang mit der Lage unserer Nation stehen. Dies ist der Raum, den wir brauchen und der Raum, den wir am meisten benötigen. Wir müssen einfach nur genügend wissen, um das einzusehen.

Währenddessen folgen wir den Räumern, die wir schaffen und wundern uns, was notwendig ist, damit wir Verständnis für die Veränderungen, die wir tat-

sächlich bewirken können, in unsere Köpfe hämmern. Es könnte sein, dass unsere Generation dazu verdammt ist, endlos weiter zu suchen – ohne bestimmte Wahrheiten über unser Land zugeben zu können und nicht dazu bereit, unser Leben an größere Kämpfe zu geben, da wir nicht genau wissen, was wir eigentlich bewirken können.

Vermutlich sind wir eine Zwischengeneration. Eine, die an einem unmöglichen Ort Räume schafft und findet – sei es mit der von uns geliebten Technologie oder in den Kneipen von Malate; sei es in einem Krieg oder bei der Friedensbeobachtung, im Schreiben oder in der Unterhaltung auf der Straße. Wir leben widersprüchliche Lebensstile und Werte, und schaffen einen offenen Raum für eine Zeit, in der wir uns vielleicht einig darüber werden, wofür wir stehen und dies auch in uns selbst wieder finden, um uns der großen gesellschaftlichen Probleme unseres Landes und der Armut annehmen zu können. Hoffentlich verstehen wir, dass diese Zeit jetzt beginnen könnte.

Der Artikel erschien beim Philippines Centre for Investigative Journalism (PCIJ) unter dem Titel »Finding Spaces«. Er wurde von Philipp Bück aus dem Englischen übersetzt.



Schwere Aufgabe: Junge Aktivisten und das Erbe von EDSA 2

Quelle: Akbayan